

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 55.

Montag, 5. März

1928.

(2. Fortsetzung.)

Der Reiter und die Frau.

(Nachdruck verboten.)

Von Walter von Rummel.

Aus dem Hause war ein in helles, kostbares Blau gekleideter Bediensteter getreten. Sein Rock war mit breiten Silberstickereien und dichtem Spitzenbesatz übersät. Er verneigte sich mit gravitätischer Grandezza, ging steif und langsam wie eine von einem Mechanismus bewegte Puppe wieder in die Höhe und begrüßte den Antömmeling in französischer Sprache. Die Frau Gräfin lassen bitten.“ Er machte mit dem Arme eine einladende, langsam vornehme Bewegung nach dem Eingang, wo zwei rotliorierte Lakaien eben daran waren, die beiden Flügeltüren zu öffnen.

Sonderbares Möbel, dieser Mann, dachte Ried, während er unter tiefer Verbeugung der beiden Lakaien in den Vorplatz eintrat. Ein Haushofmeister, ein Leibjäger oder dergleichen, wie er solcher Ränge viele in Paris hatte herumlaufen sehen. Der Mann ging ihm weiter zur Linken voran, führte ihn vorbei an hochstehenden Herren in Harnischen, an starren Damen mit Wespentailen, an Rüstungen und allerlei Erinnerungen der Familie Héricourt aus den und jenen Zeiten. Nun öffnete er eine schwere Tür und stieg eine mit einem dicken Teppich belegte Treppe hinauf. Immer wieder mußte Ried ihn befehlen. Geschminkter und gepudelter Kakenbraten, dachte er. Eine Amtsmiene, wichtiger als ein Minister. Sein ganzes Gesicht war in gestrenge und abgegriffene Falten gelegt, war gerade so zurechtgerichtet und verunstaltet wie der Garten, den er eben durchritten. Was trug der Kerl seinen Pastetenlopf so vorgeschoben? Was hielt er sich nicht aufrecht und gerade? Eine häßliche Lauerstellung kam dadurch in seine Haltung. Auch seine grünen Augen fanden keine Gnade vor Ried. Unter den hochgezogenen und fast rechtgedig gezeichneten Brauen schienen sie ihm nicht nur eiskühl und gemessen, sondern auch recht stechend auf ihrer Umgebung zu ruhen.

Was hatte der Kerl immer mit einem gewissen Vorwurf seine besprühten Stiefel zu betrachten? In Schnallenschuhen und Seidenstrümpfen konnte er nicht herüber reiten.

Der Leibjäger geleitete ihn weiter durch einen langen Gang und öffnete eine breite und hohe, schneeweiße, mit Goldarabesken geschmückte Türe. Ried trat ein und schloß, während sein Begleiter sich entfernte, unwillkürlich das Auge, so hell lag die Sonne in dem Saal und lodte aus hohen Wandspiegeln, aus reichem, glitzern dem Rahmenwerk, Goldengeln und Amoretten Blick, Strahl und reiches Gesimmet. Der ganze Prunk und Pomp der Zeit paarte sich hier mit der Grazie des Jahrhunderts. Ein Versailles im Kleinen. Einige gute Landschaften, verschiedene hübsch gemalte Schäferszenen und ländliche Gelage an den Wänden. Aber sie wurden alle erdrückt und totgeschlagen von einem lebensgroßen Bild in breitem, schwerem Rahmenwerk. Ried machte ihm eine tiefe, lange Referenz. Denn das war wohl Héricourt, der da lebte und lebte, le comte Guy de Héricourt, wie er in Frankreich und Paris betitelt wird. Unwillkürlich ließ Ried den Blick über sein eigenes schlichtes, grünes Reitkostüm gleiten. Fast ärmlich kam er sich vor. Der da droben, das war frei-

lich etwas anderes. Im reichen Gala- und Hoffleid stand er da und lehnte den rechten Arm nachlässig über die Goldlehne eines roten Samstuhles. Nichts fehlte, nicht Stern und nicht Degen, nicht schwere Spitzen und nicht bunte Seidenschleifen. Edelsteine statt Knöpfen. Er sah so ganz das erlauchte Vorbild seines Hausfaktotums, des Leibjägers, zu sein. Nur wirkte er besser und vornehmer. Alles sehr schmal und in die Länge gezogen, Nase und Kinn, Gesicht und Gestalt, Arme, Beine und Hände. Dazu eine müde Bläuertheit über den Zügen. Ganz große Welt — — — und ganz Unnatur. — —

Ein Vorhang rauhste zurück. Wie vom Blitz herumgeworfen, wandte sich Ried um. Hochaufgerichtet und regungslos stand er Frau von Héricourt, die eingetreten war, gegenüber. Dann neigte er zum Gruße langsam und tief das Haupt.

Sie erwiderte den Gruß, lächelte und reichte ihm die Hand. Er beugte sich auf sie nieder und küßte sie.

„Ein unerwartetes Wiedersehen nach langer, langer Zeit, Herr von Ried.“

„Nach vollen acht Jahren.“

„So genau habt Ihr das im Kopf?“ Sie nahm in einem Lehnstuhl Platz und wies ihm einen anderen an.

„Zweifelt Ihr daran?“

„Ich bin erstaunt. War es doch eigentlich nur eine flüchtige Begegnung, die uns vergönnt war.“

„Eigentlich sagt Ihr. Und flüchtig gewiß, was Zeit und Stunden anlangt. Da habt Ihr wohl recht. Aber so mancher erlebt an einem Tage mehr als in seinem ganzen übrigen Dasein.“

„Ihr wart so jung damals, viel zu jung für den schweren Krieg, in den Ihr gingt. Ich habe oft an Euch gedacht.“

„Danke“

Schweigen zwischen den Beiden.

„Ihr habt nicht oft von Euch hören lassen“, begann Frau von Héricourt nach einer Weile wieder.

„Genau so oft, als es verabredet war. Ich schrieb in jedem Jahr an unserem Abschiedstag. Wir Soldaten sind schlechte Federführer. Wollt' Euch auch nicht mit vielen Antworten inkommodieren. Vor vier Jahren dann macht' ich den Versuch, Euch zu sehen, war bei Euch im Solothurnischen, in Stöten, damals, als ich verwundet auf Urlaub war. Ihr aber wart bereits ausgeflogen.“

„Ja, nach Paris, wohin, wie Ihr wißt, mein Vater als Gesandter gegangen war.“

„Dahin war es zu weit, mußte wieder zurück zu Feld und Fahne.“

„Und bleibt dabei?“

„Bis zum Ende und zum Frieden.“

„Dann aber?“

„Dann? Nun dann bekam ich von heute auf den Abschied. Wie tausend andere. Ich war nun wieder frei, war weder tot noch Krüppel, war wieder ganz Herr meines Schicksals. Da suchte ich Euch von neuem denn auf.“

„In Stötten?“

„Nein. Ich ritt geraden Weges nach Paris, vermutete Euch noch dort, traß Euch aber nicht mehr an, hörte nur Kunde von Euch.“ Er schwieg, und sein Auge bohrte sich in ihres. Sie hielt dem Blick eine Weile stand, senkte den Kopf dann und schaute nachdenklich in ihren Schoß nieder, auf den weichen Silberatlas, in dem sich das Licht spiegelte. Eine jähe Röte stieg ihr vom Hals in die Wangen. „Und dann? Berichtet doch weiter.“

„Und dann?“ Er schien den Faden verloren zu haben. „Dann? . . . Ich sagte ja, ich hörte Kunde von Euch. Es war für mich eine Trauerkunde. Sie warf mich aus allen Wolken auf die Erde.“ Er schwieg von neuem, wieder überslammte sein Auge die Frau, die ihm gegenüber saß. Tiefer wurde das Rot in ihren Wangen, rascher ging ihr Atem.

Ganz anders war sie in seiner Erinnerung gestanden. Er hatte das Bild einer Sechzehnjährigen mit sich fortgetragen, er fand eine Frau von vierundzwanzig Jahren wieder, viel größer, viel breiter und voller, viel schöner geworden. Der leicht auf ihr schweres Haar gestäubte Puder, die dichten, dunklen Brauen ließen die Rosen auf ihren Wangen noch freudiger und heißer erblühen. Aus wirrem Spitzengekräusel brach blank und sieghaft die weiße Brust heraus. Die blauen Augen hatten noch denselben Glanz wie damals, als sie ihn zum ersten Male angestrahlt. Aber es lag eine größere Verheißung, ein bewußterer Leben darin. Die Lippen hatten ihre alte, feine Zeichnung nicht verloren, aber sie waren voller und reifer geworden, Früchte am Baume ihres Lebens, die danach riefen, gepflückt zu werden. Die leicht geschwungene Nase, die diesem Gesicht einen freien und kühnen Zug gab, der frisch und selbstbewußt aus der platten Alltäglichkeit herausprang, das wohlgerundete, anmutige und doch kräftige Kinn, alles das hatte er einmal schon gesehen und gekannt, aber erst im Werden und in der Formung begriffen — heute stand er dem vollendeten Bild gegenüber. Es dünkte ihm schön über alle Maßen geraten zu sein, es hatte nur den einen Fehler, daß es in den Besitz eines anderen übergegangen war.

Hestig sprang er auf, klirrte mit schwerem Schritt zum Fenster hinüber und preßte die heiße Stirn an die kalten Scheiben. Er sah nicht die reizvolle Landschaft, die sich vor ihm breitete, den freundlichen Neuenburgersee, behütet vom breiten Schuttwalle des Jura. „Es war, wie ich Euch schon gesagt“, begann er von neuem, auf See und Berg weiter hinausstarrend, „für mich eine Trauerkunde. Ich hatte im stillen immer gehofft, Euch wieder zu finden, wie ich Euch verlassen, frei, gleich mir. Nun hörte ich, daß Ihr Frau von Héricourt geworden wart. Daran war nichts mehr zu ändern, und ich strich Euch aus meinem Leben mit einem dicken, schweren Strich für immer aus.“

Kurz und hart wie der Klang von Eisen und Stahl hatte seine Stimme den Raum durchschnitten. Er trat vom Fenster zurück und durchmaß mit langen Schritten auf- und abgehend den Saal. Silber klirrten die Sporen auf dem weichen Teppich. „Ihr solltet für mich ausgewischt sein — für immer. Die lustigen Mädchen und Frauen von Paris sollten mir helfen, Euch zu vergessen. Ich vergaß Euch auch wohl für eine Weile. Als ich von Paris genug hatte, ging ich zu den Schönen von England und so weiter durch die Welt, Jahr und Tag lang, bis ich schließlich in Wien endete. Und ich kann Euch sagen, daß ich in dieser Zeit nicht eine unterließ zu küssen, nicht eine, wenn ich glaubte, sie würde Euer Bild, das hundertmal verjagt, hundertmal wiederkam, verblasen machen. Aber ich fand keine, die das auf die Länge zustande gebracht hätte.“ Unwillig stampfte er mit dem Fuße auf. „Marie Rose, auf deren Züge ich kaum mehr mich besinnen konnte, ist in dem Wettstreit Siegerin geblieben. Warum, weiß ich nicht. War das, weil der Abglanz der Heimat und der allerersten Liebe über Euch war, weil die Stimmen und das Lachen der anderen mir weniger hell als Eure Stimme klangen, ich weiß es nicht. Vielleicht könnt Ihr mir das erläutern?“

Sie heftete den Blick fest auf ihn. „Das ist ja alles recht schön und ungemein schmeichelhaft für mich. Und

da habt Ihr nun nicht die weite und mühselige Reise gescheut, seid heute gekommen, mir das alles Aug' in Auge zu sagen?“

„Aug' in Auge, Marie Rose. Dies und noch mehr. — Und doch ist's nur ein Zufall, daß ich hier stehe.“

„Ein Zufall?“ „Wie es ihrer im Leben gibt.“

(Fortsetzung folgt.)

Neues Leben.

Die Lebensquelle rauscht und klingt
Aus schwerem Wintertraum erwacht.
Dein junges, hoffend Herz umschlingt
Des Frühlings wundertiefe Nacht.

Wie die Natur dir neu erblüht
Erkenne fröhlich Tag um Tag.
Ein farbenhelles Leuchten glüht
Im weiten Wald und grünen Saag.

Es lockt und ruft in voller Lust
Der Vöglein zauberschöner Sang.
Nun stimme ein und laß die Brust
Durchströmen ganz vom neuen Klang.

Franz Cingia.

Im alten Bann.

Novelle von Willy Rath.

War das die alte Heimat? Konnten siebzehn Jahre das Antlitz einer Stadt mehr verändern als ein Menschengesicht?

Beim Aussteigen schon, als er sich in der fremd-neuen Bahnhofshalle sah, durchsuchte ihn Enttäuschung. Der feuchte Winternachmittag in der alten mittelhessischen Stadt verstärkte den ersten Eindruck: neue Straßen, fremde Menschen, neues Wasser an laßler Allee. Aus der faden Eleganz des übermodernen Hotels blickte er trüb ins Graue hinaus. . . Da sah er nun, mit seiner schönen, schwer erkämpften Freiheit!

War's verfehrt, ein kindischer Einfall, hierher zu . . . flüchten, als er die Fesseln zermürbender Ehe endlich abgestan? Nein, nein! Zeigen mußte er's — „Ihr“ und sich und allen, daß ihm aus der Befreiung erneutes, reineres, größeres Schaffen erwachte! Sonst — die geheime Furcht wäre sonst nicht bloß Marotte des Mannes von vierzig Jahren: das dieser häusliche Kleinkrieg, jahrelang seine Schaffensfreude vergiftet, sein Können verkrüppelt hätte.

Dies war auszuprobieren — fern von Berlin, wo allerlei Versuchung lockte, die neue Freiheit als Mann auszufochten. . . Los vom Weib! Dinein in verjüngende Arbeit! Auf heimatlichem Boden ein Heimatmotiv gestalten! Wenn aber nun die gewesene Heimat ihn von sich stieß — was dann?!

Plötzlich riß es ihn hinaus. Sals nichts, daß er höhnte: „Sentimentaler Klapp!“ Sein Geburtshaus wollte er sehen — ja, wenn's noch da war — die Stätte unbereitlich sonnenheiterer Jugend. Da war vielleicht doch ein Restchen Vaterstadt!

Im Schneeregen, im eisig anwehenden Wind stand er; schaute unbeweglich — nicht unbewegt — auf das Haus gegenüber. . . . Schenswürdigkeit war's nicht: Derogassasse fünfzehn. Die Zementquader-Fassade verriet die kunstlosen siebziger Jahre. Etwas kleiner als im Erinnern, aber stattdlich fand es der Einsame noch immer — ganz das Werk des tüchtigen Vaters.

Indem er über die Straße schritt, entdeckte er ein Schildchen: Pension Fremdenheim — 1. Stod. . . . Das war einst sein elterlich Heim gewesen! Da konnte man also nun kommen und Quartier verlangen. . . . Sonderbar! — Gab es wohl so was wie Wink des Schicksals? Es trieb ihn hinauf. Man konnte ja . . . leben.

Die Torfahrt hatte wahrhaftig noch die „pompejanische“ Wandmalerei! Einen Blick nur in den langen, umbauten Hof! Ach! Von den Magazinen und Stallungen des väterlichen Baugeschäfts kaum mehr Spuren; alles Bureaus und Wohnungen!

Dem Heimkehrer ist ein Riesenreich zerstört, das seiner Kindheit Schattkammern bot und Räuberhöhlen, Schlachtfelder und Theater. . . . Und wo sind die feinsten Kasse, die Sonntags, indes der Vater Siesta hielt, gefaltet oder eingeschirrt wurden, zu verwegenen Ritten, Fahrten bis über'n Rhein — mit den kühnen Spiegeleisen, die seither in alle Welt zerstreut sind oder verdorben, gestorben. . . .

„Auf zwei bis drei Wochen“, erklärte im ersten Stod die rundliche Pensionsdame, „könt ich dem Herrn ein Zimmer geben. Der Herr Professor ist so lange noch verreist. Bloß im Nebenzimmer hab ich eine Pianistin, die übt stundenlang. Der Professor ist fast taub; dem tut's nichts.

Polstertür ist auch dazwischen. Aber man hört doch — ich sag's lieber gleich."

Zögernd wies sie ihm dabei das Zimmer. Seine elterliche „Bohnstubb"! Zum Greifen und doch entrückt, durchsonnt hinter Nebeln, stieg wieder seine Jugend heraus. Hier hatte er mit den Geschwistern Aufgaben gemacht — oder auch nicht. Die Mutter! Hier regierte sie, mit dem seltenen Frauenhumor und einer Spur Nervosität — hier predigte der Vater seiner „Bande“, entrollte Pläne, scherzte dazwischen. Fremd genug mutete die Stube jetzt an, umtapaziert, nicht geheizt, voll neuerer Fabrikmöbel und Bücher. Aber — Heil!! — da stand er noch stolz in der Ecke, der alte Brave, der hohe weißhaarliche Kachelofen mit dem Ritterkopf droben!

Der Besucher war entschlossen. Hatte er im Kanonendonner schlafen gelernt, ward er auch mit Tonleiterfalsch fertig — „daheim!"

„Ein wunderbares Zimmer“, sagte er der Dame; „Sie ahnen nicht, wie es mich anzieht! Lassen Sie heizen; in einer Stunde bin ich da!"

Die Dämmer Schatten sanken und woben schon Dunkel. Im Gobelinessel beim treuen Kachelofen saß der neue Gast erinnerungsversunken.

Da klang's von jenseits der Polstertür herüber, wenig gedämpft: Fingerübungen... unpersönlich wie Maschinen-gang — und auch so stählerne Kraft verratend und Geduld! Er überredete sich, die Paukerei angenehm einflussend zu finden.

Am Einschummern war er... was rief ihn da wach? Er hob den Kopf... „Beethoven?" — Ja... der altersverklärte: Sonate XI, die ganz schlichte, tiefe... das zauberische Adagio... der „klagende Gesang" der Menscheneinsamkeit, mit der überirdischen Tröstung... Er bat ihr stumm ab, der „Paukerin" da drüben. Lautete dankbar hingeben, das war ja unverhoffter Gewinn! Für sein neues Arbeiten: für sein Heimfinden!

Der tremolierende Saitengesang verschwebte. Es ward still im Nebenzimmer. Eine Tür ging auf und zu — und jetzt die Haupttür. Die Spielerin ist fort, sagte etwas in ihm. Und er sah den Raum nebenan, wie einst: geschweifte Plüschmöbel, das lebensgroße Bild der Guten, Schönen, der Mutter... und mitten an der Decke die sanft-gekönten Stuckfingern von Amor und Psyche. Einmal als Bub, da er krank war, stand sein Bett wochenlang in der guten Stube; da prägte sich ihm der unverstandene liebevolle Bilderkreis ein... zumal wie Psyche sich mit dem antiken Lämpchen über den schlafenden Amor neigt. Oder... war's umgekehrt?

Das ließe sich ja feststellen... Die „gute Stubb" wiedersehen — einen Augenblick nur! Leise trat er auf den Gang und zur nächsten Tür... durch deren Schlüsselloch er so manchmal gelugt hatte, an den geheimnisreichen Tagen, wann drinnen das Christkindchen beim „Aufbauen" fein sollte

Sachte, rasch öffnete er jetzt diese Tür ins Dunkle, er-tastete den Lichtschalter. — Gleichzeitig aber mit der Bello drang ein Schrei durchs Zimmer, fuhr vom Flügel eine weibliche Gestalt empor, die über den Tasten, Schien's, ge-träumt hatte... „Rudo —?!"

Rein, Zweifel, Abwehr lag in dem einen abgebrochenen Wort... Rein, nach trodener Paukerin sah sie nicht aus, die junge — nicht gar zu junge Dame mit der fein ge-meißelten Stirn unter dunklem Haar, den lebensvollen Augen, die ihm Zorn entgegenprühten, dem ausdrucksvoll geschwungenen Mund, der jetzt ihm entgegenrief: „Was suchen Sie hier?"

Er erbat Verzeihung, nannte seinen Namen, erklärte die alte Zugehörigkeit zu diesen Räumen, zu Amor und Psyche... Sein Blick flog zur Decke: wahrhaftig, die Ge-schöpfchen lebten noch — und die schmetterlingsflügelige Psyche hielt das Lämpchen!

Wie er gehen wollte, sah er in ein aufgeheitertes Frauengesicht. „Sie werden hier arbeiten wollen?" fragte sie. „Ich habe einiges von Ihnen gelesen — nicht viel; aber genug, daß ich — Mein Klavierspiel soll Sie nicht viel hören. Wann sind Sie zu Hause? Ich richte mich danach."

„Achtung! Weib!" warnte er sich. Versicherte aber artig, dergleichen Rücksicht sei nicht nötig. Vorhin, bei der Einunddreißigsten, habe ihn eher die Polstertür gestört.

Doch ihr Empfinden schien dem seinen verdammt äh-nlich. Etwas bitter Abweisendes flog über ihre Züge. Erst nach einem ernst prüfenden Blick sagte sie gelassen: „Wenn es Ihnen um die Musik ist — klopfen Sie ruhig an, falls Sie mich spielen hören... in Ihrer „guten Stubb". Musi-kalische Zuhörer sind mir nicht unwillkommen. Nur — ich würde stummes Kommen und Gehen voraussetzen."

Die herbe Art gefiel ihm. Fallensstellerin war sie nicht, dachte er und dankte mit Verneigung. Ihr Schrei lag ihm noch im Ohr... Sie hatte wohl noch sattham mit dem Fall

„Rudolf" zu schalten. Nun, er wollte nur selten hier er-scheinen!

Sie schien mit einem drängenden Entschluß zu ringen. Als er an der Tür war, sprach sie — als hätte sie seine Ge-danken gelesen: „... Sie hörten mich einen Namen rufen. Unsere gute Wirtin würde Ihnen ja doch davon erzählen: bloß nicht sehr richtig. Es ist gar kein Roman. Ich war verlobt... ein hochbegabter Kollege, aber Neurastheniker — unmöglicher Charakter. Vor Jahr und Tag machte ich mich frei, notgedrungen. Aber er ist unberechenbar. Einmal stürzte er noch herein... es gab einen schrecklichen Auftritt." Mit einem eigenen hellbunten Lächeln schloß sie: „Seitdem bin ich wohl etwas — nervös, bei solchen kleinen Schred-schüssen..."

Ihre Offenheit hatte ihn verblüfft. Sie reichte ihm ruhig die Hand.

Die Frist, die ihm gesännte, bis zur Rückkehr des Pro-fessors, war fast verstrichen. Aber in den Gedanken, das Feld räumen zu müssen, konnte der Heimgekehrte sich nicht mehr finden. Es lähmte ihn in der neuen Arbeit, die ein Wurf zu werden versprach. Die schlaflose erste Nacht im Jugendhaus hatte ihm die endgültige Idee gebracht. Im Feuerreifer war das Entwerfen begonnen worden. Und stockte nun!

Zornig brütend sah er in der einstigen Wohnstube, im ächzenden Schreibstisch, zurückgelehnt, die Hände wider die Tischkante gestemmt. Dummlich heiter verlor das Scherzando aus der Achten Sinfonie herüber, das sogar nach Schopen-hauer aller Erdenpein enthebt. „Oh, diese Musik! Viel zu widerstandslos hatte er sich ihr, die Tage her, unter-worfen; hatte die neue Arbeit mit ihr verquidt. Wie sollte er sie plötzlich missen!"

Ja, ein heißes Ding war's geworden, dies unglückselige Pianospiele. „Natürlich!" wisperte es sich aus kühlem Winkel seines Bewußtseins; „weil an dem Spiel eine — Spielerin hängt!"

Dies widersprach sein Verstand, sein Wille dem un-verständlichen Stimmchen. Oh, oh, er — der glücklich aus Weibestetten Entronnene — er war auf seiner Hut! Freilich, was verbindet Menschen verfeinerten Empfindens rascher als Musik von Rang?... Und gerade dies Schweigegebot dazu! Diese angespannte Zurückhaltung beiderseits, aus fast gleicher bitterer Erfahrung; da hatte die Tonkunst erst recht Spielraum...

Wer er nicht täglich als stummer Zuhörer in der guten Stube? Bergab eines von beiden das Sprechverbot — sicher hob der andere Teil gestreng den Finger, aber mit Lächeln. Der Humor der Lage hatte sich durchgesetzt, in ein pridelndes Einverstehen glitt man. Ohne Worte: ein Reiz mehr!

Wortlos wies sie, wenn er kam, unterm Spiel auf einen Sessel, auf die Zigaretten. Wortlos blätterte er ihr Noten um, begann er aus ihren Musikalienstücken Stücke hervorzukramen, die er liebte; hielt sie ihr mit fragendem, bittendem Blick vor Augen...

Dies stumme Anblicken — auch ihrerseits wohl, bei schönsten Stellen, durch den Wandspiegel hinterm Flügel — war's nicht sprechender, leis erregender als Worte sein konnten?... Stumm hatte sie auch, vorhin, die vier-händige Ausgabe von Liszt's Ungarischen Rhapsodien auf-geschlagen, ihn ermutigt, sich zu ihr zu setzen, den Bogen zu spielen. Wie kam's — zum Denker, wo war da sein laß Blut: daß seine rechte Hand im Spielen sich für Momente an und auf ihre feine linke verirrte... und sie erst einen Herzschoß später, glutrot und gezwungen, munter rief: „Gewakt! Noch einmal von D an!"

Es trieb ihn empor. Die Gefahr war schon brennend! „Gut so", murmelte er ingrinnig. „Gefegneten Einsug, Herr Professor! Ich — fahre dann schon... dem Süden zu!"

Bewundert horchte er auf. Drüben, bei ihr, war die Klartür geräuschvoll auf- und zugegangen. — Einen er-stikten Aufschrei glaubte er zu hören, ... Das Spiel war abgebrochen!

Jetzt — eine halbgedämpfte, wild erregte Mannes-stimme! Bestigge Gegenrede von ihr!... Ein Streiten, das im Ru sich steigerte. — Ein schmerzliches: „Nie!" Ganz unverhalten rief sie!! Und nun — Herrgott! — ein Silbe-schrei!! Seinen Namen schrie sie heraus!!

Jähle Zornwut packte ihn. Er warf sich gegen die Polstertür — trat sie ein — polterte halb fallend ins Nebenzimmer. Im selben Augenblick flog die Künstlerin betinnungslos an seine Brust, drängte ihn zurück: „Er schließt!"

Doch der Sessel blieb stehen, gerückt — sah sich den Un-gebetenen an: natürlich — Herr „Rudolf" offenbar! In-teressanter Virtuosenkopf, wachsbleich jetzt, verzerrt arinlend — in der Rechten einen Revolver; aber die Hand des Neu-rasthenikers schlotterte noch.

Kalter Ingrimm strahlte den Nachbar. Schon ward er

vor dem Eindringen, entließ ihm die Waffe, verfehlte ihm mit der anderen Hand eine monumentale Ohrfeige, daß er zurücktaumelte und, außer Fassung, auf die beiden stierte. „Ach... 500?“ knirschte dann er, Herr Rudolf. „Ach 500?“ Spie höhnisch aus — schrie: „Böbel!“ und schwand, die Tür hinter sich zuschmeißend. Die Gerettete lächelte qualvoll. Sie war dem Umstürzen nahe. Der Retter mußte sie fassen, halten — an seiner Brust.

Und so war er denn — nicht nur nach dem Heimatfinn — glücklich wieder... ja, glücklich! im alten Bann...

Das große Los.

Von Hugo v. Köller.

Seit Einführung der internationalen Staatsschuldenverwaltung in der Türkei bestand auch die Auslosung der türkischen Eisenbahn-Obligationen. Sechsmal im Jahr fanden die Ziehungen statt, und zwar betrug dreimal der Hauptgewinn 600 000 Franken und dreimal 300 000 Franken. Es war die große Chance für alle, die ihrem Glücksfeld vertrauten, mit einem Schlage ein reicher Mann zu werden.

Die Inhaber der Eisenbahn-Obligationen (im Nominalwert von 400 Franken), die unverzinslich waren, verkauften die Gewinnchancen für jede einzelne Ziehung, indem sie durch Banken und Wechsel Promessen ausgeben ließen mit der Nummer der Obligation. Mit dem Kauf solcher Promesse erwarb man für eine Ziehung die Rechte des Inhabers der betreffenden Obligation. Eine solche Promesse kostete $7\frac{1}{2}$ Pfaster, etwa 1,20 Mark. Wenn auf die Promesse auch nicht das große Los fiel, so konnte sie doch immer noch unter den 400 Obligationen sein, die mit dem Nominalwert zur Amortisation ausgelost wurden. Mit 1,20 Mark 400 Franken zu gewinnen, war immerhin auch noch mitzunehmen.

Wie so viele andere hielt auch ich es für angezeigt, dem Glück die Hand zu bieten, und kaufte regelmäßig für jede Ziehung vier Promessen, und das während mehr als zwanzig Jahren. Ein einziges Mal — nein, nein! nicht das große Los! — ein einziges Mal aber befand sich eine meiner Promessen unter den 400 amortisierten Obligationen. Also endlich einmal 400 Franken gewonnen! Aber, als es zum Auszahlen kam, war die Enttäuschung groß — 135 Franken war angeblich der Kurs, also um 265 Franken vorbeigezogen. Und ich spielte weiter!

Nun muß ich mal abspringen vom Thema und auf meine Freunde, die Hamals an meiner Straßenecke, kommen. Ein Hamal war ganz einfach ein Lastträger. Das waren arme Teufel, meist Kurden aus den entlegensten Gegenden Anadolien, die nach Konstantinopel kamen, um Arbeit zu suchen. In Gruppen von zehn bis fünfzehn Mann waren sie organisiert und hatten als solche ihren Stand irgendwo an einer Ecke, von wo aus sie ihr alleiniges Recht auf den Transport aller großen und kleinen Lasten, — bekanntlich alles auf den vielgeprüften Rücken —, in dem ihnen zustehenden Bezirk mit rigoröser Strenge ausübten. Fünf bis sechs Jahre arbeiteten diese Leute ohne Atempause, um dann einmal auf einige Monate in das hintere Kleinasien zu ihrer Familie zu wandern und ihr das Ersparnis zu weiterem Lebensunterhalt zu überbringen. Selbstredend waren sie alle Analphabeten und von einer seltenen Beschränktheit im Denkvermögen. Jede Gruppe hatte ihren Hamal-Baschi (Kopf der Hamals), der als Führer unbedingten Gehorsam zu verlangen hatte.

Auch an der Straßenecke in unmittelbarer Nähe meiner Wohnung in dem Europäerviertel von Konstantinopel — Pera — war so eine Gruppe von Hamals stationiert. Ich konnte die Leute gut leiden, sie waren höflich und gefällig gegen mich, und ich amüsierte mich oft damit, ein Plauderstündchen mit ihnen abzuhalten. Wenn ich mich auch in jedem Frühjahr, sobald es sich um meinen Umzug in die Sommerfrische handelte, mit diesen Hamals wegen des Transports der Möbel usw. in einer Weise anzte und anpöbelte, als ob wir uns auf Haufen und Stegen gegenüberständen, so waren und blieben wir doch gute Freunde. Wenn sie dann schließlich statt der geforderten zwanzig türkischen Pfund nur fünf bekamen, brüllten sie mir der Reihe nach dankbar die Hand, baten um den üblichen Batichich (Trinkgeld), und wenn dieser bewilligt war, noch um ein Kaffee-Parasiti (vier Pfennig für einen Kaffee), und zum Schluss noch um eine Zigarette.

So ging das jahrelang. Jeder von meinen „Freunden“ der auf Urlaub in die Heimat ging, verabschiedete sich bei mir mit offener Hand und meldete sich, wenn er zurückkam. Mit der Zeit wurde ich auch ihr unbesoldeter Ratgeber in allen möglichen und unmöglichen Privatangelegenheiten.

Nicht selten mußte ich in einem Teilungsstreit als Rechenkünstler eingreifen, um eine anscheinend unteilbare Summe in elf bis zwölf gleiche Teile zu teilen, wobei der Führer einen halben Teil mehr zu bekommen hatte als jeder andere.

Eines Tages erschien der Hamal-Baschi ganz allein bei mir, tat ungeheuer geheimnisvoll und wünschte mich unter Ausschluss jeder Öffentlichkeit zu sprechen. „Effendim“, fragte er, „kannst du mir sagen, was eine Lotterie ist?“

„Das kann ich wohl, aber warum?“ — „Schwindel“, unterbrach mich der Kurde, „nicht wahr?“ — „Durchaus nicht“, erwiderte ich und versuchte, ihm Sinn und Technik einer Perlosung klar zu machen. Ich sah ihm das Mißtrauen an, mit dem er mir zuhörte. „Also“, sagte er endlich, „kann man wirklich etwas gewinnen?“ — „Viel sogar, sehr viel“, versicherte ich. — „Wie viel?“ — „Bei der türkischen Eisenbahn-Lotterie kann man bis zu 600 000 Franken gewinnen.“ — „Wie viel Pfaster sind das?“ — „Etwa drei Millionen Pfaster.“ — Das ging ihm über seinen Rechenhorizont. — „Leeres Geschwätz“, war das einzige, was er darauf zu erwidern wußte. Ich lachte. „Warum spielst du denn nicht?“ fragte er, „wenn du so viel gewinnen kannst?“ — „Das tue ich ja dauernd.“ — „Und wie viel hast du schon gewonnen?“ — „Nichts!“ — „Siehst du“, rief er triumphierend aus, „darin liegt der Schwindel.“ — Ich gab mir die Mühe, dem alten Kurden klar zu machen, daß nicht alle, die spielten, gewinnen könnten; aber einer mußte ja schließlich das große Los gewinnen. Lange dachte der Hamal-Baschi nach, bis er sich zu der Frage aufschwang: „Wie viel muß man anlegen, um gewinnen zu können?“ — „ $7\frac{1}{2}$ Pfaster.“ — „Sei Gott befohlen“, sagte er und verschwand.

Nach einer halben Stunde war die ganze Bande wieder bei mir. „Wir haben $7\frac{1}{2}$ Pfaster zusammengelegt“, begann der Hamal-Baschi. „Dir wollen wir sie anvertrauen. Du sollst für uns ein Los kaufen. Allah wolle geben, daß es gewinnt!“ — „Gott gebe es!“ murmelten ununterbrochen die anderen. Die Sache wurde abgemacht. Ich versprach, noch heute für mich die üblichen vier Promessen und eine für die Hamals zu kaufen. „Du mußt dir aber auch nicht vorweg dasienige Los nehmen, welches gewinnt“, bemerkte ein ganz vorsichtiger. — „Esel!“ schrie ihn der Hamal-Baschi an und machte ihm seinerseits klar, daß eine Lotterie eben — eine — na ja — eine Lotterie sei.

Ich holte die fünf Promessen, legte sie verdeckt auf den Tisch und ließ den Hamal-Baschi eine davon ziehen. Nachdem ich den Leuten noch gesagt, daß am Tage nach der Ziehung gedruckte Gewinnlisten zu haben seien, aus denen zu ersehen, welche Losnummern gewonnen, verließen sie mich mit dem Wunsche, Allah möge mir das Tausendfache von dem geben, was sie gewinnen würden. Ich wäre auch mit weniger zufrieden gewesen.

Die Ziehung war vorüber und — meine Hamals waren sämtlich spurlos verschwunden.

Mein alter Diener Abdullah ging aufgeregter hin und her; ich sah ihm an, daß Außergewöhnliches seinen Geist beschäftigte. Auf meine Frage, was denn vorgefallen sei, trat er zu mir heran und flüsterte mir ins Ohr: „Effendim, die Hamals lassen dich noch schön grüßen. Sie mußten ganz heimlich von hier verschwinden, damit ihnen kein Unglück zustoßt, ehe sie in der Heimat ankommen. Sie haben nämlich das große Los gewonnen!“

Eine Lotterie bleibt eben immer eine — Glücksache!

Gesellschaft und Mode

Modeberaterinnen für Herren. Ein neuer Frauenberuf ist in New York entstanden, mit dem es augenscheinlich viel zu verdienen gibt: der der Modeberaterin für Herren. Verschiedene junge Damen haben Geschäfte eröffnet, in denen die Männerwelt das Neueste und Beste für die Wahl und Anfertigung ihrer Kleidung erfährt. Die Geschäftsinhaberinnen besuchst führende Männer, Bankiers, Rechtsanwälte, Schauspielers usw., und weiß sie davon zu überzeugen, daß sie noch viel größere Erfolge im Geschäft und im Leben haben werden, wenn sie ihrer Toilette eine größere Aufmerksamkeit zuwenden. Der Kunde wird dann von der Beraterin von Kopf bis zu Füßen eingekleidet und muß dafür natürlich ein anständiges Honorar zahlen. Zu den besten Kunden gehören Bankiers, Rechtsanwälte und Schauspieler. Der Verdienst ist so groß, daß bereits ein großer Zulauf zu diesem neuen Beruf stattfindet. Die einzigen Männer, die in diesen Geschäften tätig sind, sind die Schneider, die auf Anordnung der Beraterin die Kunden besuchen und ihnen Maß nehmen. Die Erfahrungen, die diese Damen mit der Herrenwelt machen, sind nicht gerade schmeichelhaft für das stärkere Geschlecht, denn die Modeberaterinnen erklären, die Männer seien langweilig, unpraktisch, komisch, eitel und verschwenderisch.